

General-Anzeiger



für Halle und den Saalkreis.

4. Jahrgang.

Wochenschrift täglich Morgens 6 Uhr
Preis 1 Mark 50 Pf. pro Quartal
Einzelhefte 5 Pf. pro Stück
Abonnementspreis für ein Jahr 12 Mark 50 Pf.
Für den Auslandsendung 15 Mark pro Jahr
Für den Auslandsendung 15 Mark pro Jahr
Für den Auslandsendung 15 Mark pro Jahr

Das für den Auslandsendung
Abonnementspreis für ein Jahr
Für den Auslandsendung 15 Mark pro Jahr
Für den Auslandsendung 15 Mark pro Jahr
Für den Auslandsendung 15 Mark pro Jahr

Verbreitungsbezirk: Stadt Halle a. S., Giebichenstein, sowie sämtliche Ortshäfen des Saalkreises, der Kreise Bitterfeld, Dessau, Erfurt, Mansfelder Gebirgs- und Saalkreis, Merseburg, Naumburg, Querfurt, Weißenfels, ferner andere zahlreiche Orte der Provinz Sachsen, Anhalt und Thüringen, insgesamt gegen 1000 Ortschaften mit 112 eigenen Filialen.

Unsere Post-Abonnenten ersuchen wir, das Abonnement für das I. Quartal 1893 baldmöglichst erneuern zu wollen, weil die Weiterlieferung des Blattes sonst eine Unterbrechung erfährt. Ueberdies erhebt die Post bei verspätetem Abonnement eine Estragegebühr von 10 Pfennigen.

Die auswärtige Politik im letzten Jahre.

Halle, 27. December.

Am besten ist, wozu am wenigsten gesprochen wird. Das ist das häufig im Privatleben zu sagen, der Satz gilt aber auch für Verhältnisse, welche über das Privatleben hinausreichen, und in denen sich die große Entwicklung der Zeiten und Völker widerspiegelt. Kein Staat in Europa kann beim Ablauf des Jahres 1892 sagen, daß sich in ihm Alles auf das Beste und Adressirte entwickelt hat. Es hat im Gegentheil während der ganzen nun gleich verwichenen zwölf Monate recht viel Gelegenheiten überall gegeben, zu erkennen, daß noch lange nicht Alles so steht, wie es stehen soll. Verhältnisse sind bauer dünner, und die Menschen dabei nicht ganz zufriedig. Aber diese ärgeren Umständen waren im letzten Jahre aber als sonst, und gerade das, was uns sonst am meisten zu bedauern pflegt, ließ sich diesmal durchaus fahrlässig. Die Nationen haben aus den Irrthümern des früheren Jahres nichts gelernt; sie lassen sich nicht mehr so leicht erziehen, als es sich auch vor Allem nicht so, was so zum Glück für die Welt nicht geben könnte. Diese Zustände sind vielfach die beste, die wir mit uns heute haben können, was wir können nur den Wunsch hegen, mag in diesen Beziehungen Alles bleiben, wie es ist.

Der wirtschaftliche Druck, das Steigen in allem geschäftlichen Leben haben wir auch in den achtzig Jahren zu wiederholten Malen in sehr empfindlicher Weise verspürt; ziffermäßig ist aus den offiziellen Aften nachgewiesen, daß die Arbeitslosigkeit auch die Verdrüsslichkeit für alle Theile schmerzhaft größer war, als sie heute ist. Wiewohl waren nur in manchen Branchen die Ausgaben geringer, als sie heute sind. Daraus war hervorgegangen die allgemeine europäische Lage als der eigentliche Grund für die peinliche Zeit hingestrichelt, trüb war die Zeit und trüb lag es am politischen Himmel aus. Denn ein einziges Jahr verging ohne größere oder kleinere politische Aufregung und ohne Kriegsglärm, und die bekannten Westfronten, welche von Berlin aus nach Paris gerichtet wurden, vernehmen wir für eine mögliche Frist einige Vermählung wiederzuerstellen. Mander, den die Stunde heute auch drückt, hat darüber ganz und gar vergessen, was früher war, daß er damals als rechtlichen Grund zur Klage hatte. Schmeichelt er sich heute darüber, daß es denn so ganz und gar nicht anders werden will, so hat er auch daran zu denken, daß es schon eine ganze Reihe von Jahren her ist, daß Alles nach Wunsch ging.

Die politische Lage in Europa sieht fast im ganzen vorigen Jahrzehnt ungenügendlich in die wünschliche übrig, und zwar vor allem immer so Frankreich, von wo der Streik zu neuer Unruhe abging. Als nach dem Rücktritt des Maréchal MacMahon von

der Präsidentschaft in Paris sich die heutige parlamentarische Republik in Frankreich hässlich und bequem eingerichtet begann und von den erregenden Machtbestrebungen der unruhigsten Kreise, freilich nicht immer ungenügenden Gebrauch machte, wie das aus dem Panama-Affaire jetzt hervorgeht, da verachtete es Fürst Bismarck noch einmal, mit den französischen Staatsmännern auf einen feindlichen Fuß zu kommen. Der deutsche Reichskanzler unterrichtete die französischen Aussenminister (Loubé) und Aussenminister (Loubé) auf diplomatischem Wege in ganz offener laudiger Weise. Eine kurze Zeit hindurch traten an die Stelle der fahlen und steifen Beziehungen auch wirklich solche von höherem Charakter, aber dann kam das Neuaufgebot und die Niederlage der Franzosen in Tonkin, das Ministerium Ferry brach zusammen. Und wie stark der Neuaufgebot ist, ergibt sich daraus, daß es die Ministerpräsidenten in d. eben wegen seiner damaligen etwas fernhergehenden Haltung gegenüber Deutschland auch nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck nicht wieder möglich gewesen ist, eine politische Rolle zu spielen. Sobald Jules Ferry einmal Aussenminister wurde, wieder in die Vorderreihen der politischen Kreise zu treten, gibt es keinen, und selbst nachträgliche Verhandlungen, zu welchen der Emittent nachdrücklich verhandelt hat, haben hieran nichts ändern können.

Seit dieser Zeit schwinnt Frankreich im Fahrwasser der Neuaufgebot, und wenn die einzelnen Ministerien bisher auch sorgfältig vermeiden, sich von den extremen Elementen ein Scheitern nehmen zu lassen, so haben doch auch nicht das Geringste thun dürfen, was nur einen leisen Vorwurf von Entgegenkommen gegen Deutschland hätte. Das hat sich ganz besonders bei dem bekannten Reich der Kaiserin Friedrich in Paris und früher bei der Verweigerung des Königs Alfonso XII. von Spanien für der Setzung gezeigt, die mit politischen Beziehungen überschattet wurden, ohne daß die Regierung im Hinblick auf die Neuaufgebot, von vornherein die wünschlichen Verhandlungen einer civilisierten Welt wählenden Bevölkerung mit Erfolg entgegenzusetzen konnte. Der Franzose mag den Deutschen, sobald er in die Lage kommt, ein offenes politisches Glaubensbekenntnis abzugeben. Mag es sonst auch unvernünftig und tauglich bleiben, den Franzosen seine eigenen Vorurtheile gegen Frankreich zu vertheidigen, einmal tüchtig die Grenzen zu setzen, das mag doch dem Aussenminister in Paris. Er würde sofort als Vaterlandsverräther verurtheilt werden.

Der handliche Anbel, mit welchem in Frankreich die sogenannte russisch-französische Annäherung aufgenommen wurde, entsprang vor allen Dingen der Hoffnung auf einen baldigen siegreichen Neuaufgebot. Daß die Franzosen sich in diesem Falle richtig lag gemacht haben, welche enormen Opfer selbst ein siegreicher Krieg von ihnen fordern würde, kann nicht nicht gut glauben, denn sie sind zu übermäßig, sie leicht entlassensüchtig, als daß sie im Stande wären, in solchen Momenten auch die Schritte der Weisheit richtig zu wirbeln. Das „Wahnsinn“ mit Russland, nach dem sie sich ja so lange gelehrt, war um so, und so zeigen sie sich bereit, sofort die russische Seite zu verlassen, in der Erwartung, daß der Exportierung nach Berlin nun bald beginnen würde. An etwas Anderes haben sie nicht gedacht, für die Selbstständigkeit des geschaffenen Zustandes hatten sie kein Auge.

Nun ist das erste volle Jahr verflohen, in welchem die russisch-französische Annäherung in irgendwas bestanden hat, die nach dem Willen ihres kaiserlichen Bräutigams in Petersburg nicht nur der europäischen Politik im Orient ihre Wege vorzeichnen, sondern

auch die tief gelehrte russische Staatsliste von Neuem füllen sollte. Weides hätte erledigt werden können, wenn Frankreich und Rußland andere Staaten gewesen wären, wie sie thatsächlich sind, und wenn nicht dem Zweibunde der Dreibund gegenüberstanden hätte. Aber die totale Verneinung des heutigen Standes der Verhältnisse in Rußland und Frankreich durch den Aussenminister hat hauptsächlich die Schuld dafür, daß der Zustand nicht das gelehrt hat, was er soll. Rußland hat sehr viele Soldaten, ist aber wirtschaftlich halbholter und nicht vor einer Revolution, wenn es einen unglücklichen Krieg führt. Frankreich ist durch die Panama-Affäre zur Genüge getemert: Auf der einen Seite entschuldigter Fanatismus und Verfolgungssucht gegen Alles, was da deutsch heißt, auf der anderen Seite entsetzliche Korruption, die sich bis in die höchsten Kreise erstreckt, welche die Regierung des Landes führen und seine Geschicke bestimmen. Sind das Genossen und Fremde für den Kaiser Reichsminister aller Reußen?

Das ist der wahre Grund in dem Zustand, in dem sich naturgemäß viel ändern muß, wenn auch Kaiser Alexander den einmal genommenen Schritt nicht wieder zurückgehen kann. Aber die Beziehungen zwischen beiden Staaten sind unmaritimer, als je, eine dauernde Freundschaft wird da nie möglich sein, wenn auch in der Politik Vieles gestattet ist und Vieles nachgegeben wird. Das ganze abgelaufene Jahr hat Rußland ebensoviele die Erfüllung von nachgehenden Wünschen gebracht, wie Frankreich. Die Franzosen haben mit allen ihren kleinen Nachbarn wirtschaftliche Streitigkeiten, und die Freundschaft des Aussenminister hat nicht eine solche Ehre, daß man in Paris nun ihren Mann, noch man will, daß man in das neue Jahr unter guten Bedingungen eintritt; wir wissen ja nicht, ob nicht die kriegerischen Elemente in Europa vielleicht doch bald einen Weltkrieg zum Ausbruch werden, aber das sehen wir, daß die Parteien am meisten verlieren werden, wenn es für sie einen unglücklichen Krieg erregt sollte. In einem Weltkrieg wird der Dreibund noch auf weitere Verbündete rechnen müssen, weil er keine europäischen Reaktionen hat, dem „Zweibund“ nicht nichts. Wissen das vielleicht auch die breiten Volksmassen in Rußland und Frankreich nicht oder wollen sie es nicht wissen, so müssen die Regierungen es doch genau. Und deshalb können wir ruhig ins neue Jahr eintreten. Nur der Himmel auch mit voller Sonnenhitze, Gewitterwolken fast ebensoviele vorhanden.

Politische Uebersicht. Deutsches Reich.

* Berlin, 26. December. (Hofnachrichten). Das Kaiserpaar hat die Feier des Weihnachtsfestes im engsten Familienkreise begangen. Am Weihnachtsabend war daselbst mit dem Dauen und Herrern des engeren Hofes, der Kabinetschefs etc.

„Ich glaube, daß Du gestern abgereist wärest“, sagte sie leise. „Ich schrieb Dir mein Lebenswohl. Daß Du's nicht erhalten?“
„Ich habe es erhalten“, entgegnete Schönborg eben so leise. „Ich reife aber erst heute. Meine Nacht — hier leuchte sich keine Stimme zu einem Mitternachts — liegt bereit. Draußen steht mein Wagen. Du und Wafflissa, schnell!“
Eine Gesticulation aber durchführte ihn, als Dra jetzt laut lachend in die Worte ausbrach:
„Hören Sie doch, meine Herrschaften, der Herr Oberst v. Schönborg macht uns heute den Vorschlag, mit ihm auf seiner Nacht eine Fahrt in die See hinaus zu unternehmen. Der Vorschlag allein ist schon eine Grausamkeit gegen ein so armes Ding wie ich, das auf der Nova krank und bedrückt und das draußen auf dem wilden Meere vor Angst sterben würde!“

Samaroff und Sergius wechselten einige bedeutungsvolle Blicke, die dem Chevalier, trotz seiner Ergritterung, nicht entgingen. Es wurde ihm klar, daß Dra aus irgend einem Grunde fest entschlossen war, sein Bestreben, ihre Dulse zu leisten, zu weiseln.

Der Wauter war jetzt aufgefunden und ging langsam durch eine offene Glasthüre hinaus auf die Gartenterrasse, als ob er die herrliche Natur genießen wollte. Er wispelte sich mit seiner Serviette den Bart und dann streckte er dieselbe, als ob er der Meinung sei, sein Schmutz in der Hand zu haben, nachlässig in die Tasche.
„Ihr Mann ist gut gemeint, mein lieber Chevalier“, sagte Sergius Blottoff als Antwort auf die Mitteilung seiner Nichte, „aber doch wohl nicht recht am Platze, weil unsere Dra noch niemals auf der See gewesen ist.“

Die Fürstin und der junge Engländer waren jetzt ebenfalls in den Garten hinausgegangen. Die scherzende Stimme der Ersteren drang zum Fenster herein.
„Aber Mr. Vereford“, rief sie, „Sie haben die Ser-

Der Chevalier von Schönborg.

Roman von Archibald C. Gunter. Autorisirte Uebersetzung und Bearbeitung von Friedrich Meißner. (Fortsetzung.) (Wiederum verboten.)

Sie nickte ihm zu und ging dann zu der Fürstin Blottoff, die sich, dem Aussenminister nach, mit großer Selbstgefälligkeit von dem jungen Vereford den Hof machen ließ, was dem alten Sergius ganz ernstlich zu benehmen schien, der zwar noch immer mit Samaroff plauderte, dabei aber sehr Dinge von seiner Frau vernahm.
Nach einer kleinen Weile stand er auf und machte sich, die Theatralische in der Hand, an Schönborg heran, um denselben in ein Gespräch zu ziehen, der ihm jedoch nur zerräuber Antworten gab. Der Chevalier hatte sich von der Uebersetzung, in welche die Begegnung mit Louise ihn versetzt hatte, wieder erholt und verfolgte jetzt nur noch einen Gedanken, nämlich den, wie er Günstig in das erlangene konnte, was unter der aufsehenden so rubigen Oberfläche der Gesellschaft dieses Hauses sich abspielte oder abspielen sollte. Alle seine geistigen Kräfte und Fähigkeiten waren auf der Wacht und während er gemächlich seinen Theatral, verbeugte seine Augen und Diven alles, was um ihn herum vorging.

Blottoff begann Blottoff zu lächeln, indem er dabei zu Samaroff hinüberblickte. Schönborg, der dasselbe und bemerkte nun, wie der Schräder, dessen Manieren ohnehin nicht die besten waren, seine Hände an dem seinen Taschentuch abwuschte, ließ über den in seiner Nähe stehenden Tisch gelehrt war.

Sergius Blottoff ging zu seiner Nichte und küßte sie, deren etwas ins Ohr, was eine tiefe Wirkung auf sie hervorbringen schien. Eine düstere Entschlossenheit malte sich auf ihren Zügen.

„Wafflissa“, sagte sie, „welche Herr Samaroff eine Serviette.“
Schönborg fragte sich, was in aller Welt die junge Gräfin in solcher einem Zustand stücker Entschlossenheit setzen konnte, wenn es sich um nichts weiter handelte, als um eine Serviette für Samaroff. Gleich zu Anfang hatte er sich auch darüber geäußert, wie ein Mann, wie dieser Wäutiger, durch den auf seinen Rang und seine gesellschaftliche Stellung so stolzen Blottoff in dieses aristokratische Haus hatte eingeführt werden können.

Ehe er aber diese Gedanken noch weiter verfolgen konnte, erkante Dra's Stimme zum zweiten Mal.
„Wafflissa, wo hast heute Du Deinen Kopf? Der Herr Oberst v. Schönborg und die übrigen Herrschaften haben auch noch keine Servietten!“

Auf diese Ermahnung handigte die Dienerin dem Chevalier eine prachtvolle Serviette von Seidenbaumt ein, die eher einem feinen Talglichte, als etwas anderem glich. Das Gewebe war von satter, gelblicher Farbe, umgeben von einem weichen Rande, auf welchem meisterhafte Darstellungen von Weiden und Potentillensprossen in natürlichen Farben zu sehen waren, während sich in der einen Ecke das gräflich-königlich-sächsische Wappen zeigte.

„Das trifft sich ja ganz erwünscht!“ rief die Fürstin Blottoff. „Jetzt seien Sie einmal so freundlich, Mr. Vereford, und helfen Sie mir mein Zunderwerk in diese Serviette einbinden.“

Während der junge Engländer mit Eifer diesen Befehl nachsah, erhob sich Dra aus ihrem Sessel und schritt auf den Mann zu, in dessen unmittelbarer Nähe Schönborg seinen Platz hatte. In dem Mann brannte ein helles Feuer. Sie küßte sich mit einem Arm auf das markierte Gefäß und richtete dabei ihre Augen mit quersichtigen Ausdruck auf den Chevalier, während gleichzeitig ein mattes Lächeln ihren Mund umspielte.

